

„Lieber nah dran als nur darüber reden – ein sozialetischer Blick“

Vortrag anlässlich der Fachtagung „Gesundheit stärken – Wohnungslosigkeit reduzieren, 28. März 2019

Diakonie Düsseldorf

Sehr geehrte Damen und Herren,

wie nähern wir uns eigentlich der Wahrnehmung dessen, was ist? Oder anders gefragt: Ist das, was ist, eigentlich Gegenstand unserer Wahrnehmung? Die so leicht daher kommende Frage ist keineswegs einfach zu beantworten. Denn längst schon, spätestens seit dem französischen Soziologen Foucault, ist die Soziologie wie auch die Medien- und Kommunikationswissenschaft damit beschäftigt zu erhellen, was im Dunklen liegt (vgl. Koschorke 2017). Die Komplexität dessen, was uns an Information zugänglich und an Daten zugreifbar ist, erzwingt geradezu Reduktion, oder wie Foucault sagt „Ausschließung“ (Foucault 2014: 11) und dabei greifen wir zu eigenartigen Mechanismen der Abstraktion, des Rubrizierens, der Wissensorganisation. Ohne jetzt theoretisch in die Tiefe gehen zu wollen, möchte ich das, was ich meine, an einem Beispiel deutlich machen.

1. Die Organisation des Wissens schafft Distanz

Im Kontext der Flüchtlingsdebatte, im August 2015, erschien in der ZEIT ein Artikel der Journalistin Sabine Rückert mit dem Untertitel: „Flüchtlinge sind ein Glück für Deutschland.“ (ZEIT Freunde gesucht, 6.8.: 1). Einleitend wird an das „Märchen vom selbstsüchtigen Riesen“ von Oscar Wilde erinnert, der durch die Ummauerung seines Parks zum Schutz vor Besuchern auch bewirkt, dass Frühling, Sommer und Herbst den Park meiden und ihm nur noch „der Winter,

der Schnee und der Frost“ bleiben (ebd.). Das sei ein Gleichnis für Deutschland, dieses „prächtige Land“, das nach dem Willen derer, die „eine geistige Mauer um unser Land bauen und mit Widerwillen auf die steigende Zahl der Schutzsuchenden starren“, in „absehbarer Zeit eine Winterlandschaft des Alters“ sein werde (ebd.). Für Deutschland „sind die Flüchtlinge, diese vielen jungen, zuversichtlichen, nicht selten begabten und ehrgeizigen Menschen, ein Glück“ durch das wir das „Zusammenbrechen der Sozialsysteme“ verhindern können (ebd.). Zum Beleg dieser These wird eine sechsköpfige Familie aus Usbekistan bemüht, die im Oktober 2012 „bei mir zu Hause vor der Tür“ stand, kaum Gepäck, „keine Sprachkenntnisse“. Inzwischen stehe die Mutter „vor der ärztlichen Approbation“, der Vater berichte „für einen amerikanischen Sender“, und die vier Kinder seien entweder in der Ausbildung, auf dem Gymnasium oder wie der Jüngste, Orhon, in der Grundschule (ebd.). Gegen Ende des Artikels erfolgt der Appell an „uns“, die wir gefordert seien, die „Integration so vieler Menschen in unsere Gesellschaft“ zu vollbringen, denn das ginge „jeden von uns“ an und: „Dann könnte es für uns auch so gut enden wie bei Oscar Wilde.“ (ebd.) Die Parallelität zwischen dem vom Frost regierten Park in Oscar Wildes Märchen und der „Winterlandschaft des Alters“, die Deutschland drohe, wenn es seine Grenzen nicht für die „vielen jungen [...] Menschen öffne“, steht letztlich im Dienst eines eindeutigen, wenn auch blumig ummantelten ökonomischen Kalküls: Angesichts des demografischen Wandels brauchen „wir“ die jungen Flüchtlinge, um die den „Zusammenbruch der Sozialsysteme“ bedingende Altersstruktur zu durchbrechen. Dass zudem das Beispiel einer angehenden Ärztin und eines Journalisten aus Usbekistan als Prototypen der Flüchtlinge inseriert wird, soll wohl davon überzeugen, dass diejenigen, die weiterhin mit „Widerwillen auf [...] Schutzsuchenden starren“, auch ökonomisch blind sind und den perspektivisch demografischen Eigennutz

verspielen. Der Flüchtling wird hier also gewissermaßen angepriesen als der ökonomische „Frühling“ Deutschlands, als die Überwindung der „Winterlandschaft des Alters“.

Diese Kommentierung wartet mit einer ökonomisch inspirierten Kalkulation auf und die Mitte der Argumentation ist der Aspekt der ökonomischen Verwertbarkeit der Figur des Flüchtlings und das Urteil über ihren „Gebrauchswert“ als gesellschaftlicher Akzeptanzindikator. Die Projektion, die hier aufgebaut werden, ist erheblich: Arbeitsmarktspekulationen *über* Flüchtlinge als potentielle Ärztinnen und Ärzte - oder, wie in anderen Kommentaren, als günstige Ersatzkräfte im geringqualifizierten Bereich - dienen der ökonomischen Anpreisung, die schlichtweg spekulativ ist wie Simulationsszenarien der Arbeitsmarktforschung tastend abwägend bestätigen (vgl. IAB 14/2015; DIW 2015/2017). Die Kommentierung schwebt in einer Vogelperspektive, in der Spekulation *über* Flüchtlinge. Die jeweils Betroffenen, die zum Gegenstand der Narrative genutzt werden, also die Flüchtlinge mit ihrer vermutlich je individuellen Vorstellung darüber, welche Jobs sie in Deutschland eingehen möchten, wenn sie überhaupt zu diesen perspektivischen Gedanken schon in der Lage sind, kommen nicht zu Wort.

Auf die Figur des Flüchtlings wird auf blumig-märchenhafte Weise das Lösungspotential projiziert, dass durch ihr Kommen der sozialstaatlichen, demografischen oder arbeitsmarktstrukturellen Misere Deutschlands passgenau entgegengewirkt wird. Die Argumentation ist geprägt von einer pauschalierenden Abstraktion, „der Flüchtling“ wird bis zur diskursiv produzierten Metapher, zur märchenhaft-messianischen Konfiguration eines jungen, strebsamen, ehrgeizigen Subjekts, das Deutschland vom Winter des Alters erlöst. Vergeblich sucht man in den meisten Kommentierungen jener Zeit

differentialdiagnostische Bemühung, geflüchtete Menschen in ihrer jeweiligen Individualität zur Sprache zu bringen, sie als Aktanten, als „Autoren“ und Subjekte ihrer eigenen Erzählungen zu befähigen, ihrer jeweiligen Geschichte über Herkunft, Fluchtwege und -motive, persönliche Erfahrungen, politische Hintergründe, eigene Traumatisierungen und ersehnte Perspektiven Raum zu geben. Vorherrschend ist eine eigenartig distanzierte Vogelperspektive, die den Erzählstoff von Ferne webt und im binär codierten Gegenüber von „wir“ und „sie“ verbleibt.

Dieses Beispiel steht pars pro toto für die Technik und den Inhalt medialer Produktion von Wissen, ein Wissen, das nicht differenzierte Realität abbildet, das sich nicht induktiv aus der Begegnung und Erfahrung mit den Menschen generiert, über die erzählt wird, sondern ein Wissen, das ersatzweise, stellvertretend für Begegnung primär darauf zielt, „Informationen“ so vermittelt, dass sie eine affektive Bindung zur Leserschaft aufbauen und zwar in beide Richtungen: Entweder im Dienst der Abwertung oder aber der Aufwertung des Objekts der Erzählung. Ein derart generiertes Wissen ersetzt Erfahrung, es rubriziert, es vermindert die Komplexität und im schlimmsten Fall stabilisiert es Vorurteile und Vorverurteilung. Es schafft, wie im Artikel von Sabine Rückert bezeichnend, eine binäre Gegenüberstellung von „wir und „die“ im Sinne der Gruppenbildung, die nicht selten abgrenzend in eine gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit ausartet, wie sie der Bielefelder Soziologe Wilhelm Heitmeyer seit Jahren zu entschlüsseln versucht und die der Nährboden für die Attraktivität der AfD darstellt (vgl. Heitmeyer 2018). Das heißt, dass dieses Wissen auch zur Abgrenzung beitragen kann, zur kulturellen Spaltung und zum Verlust von empathischer Wahrnehmung im allgemeinen Verteilungskampf der Ökonomie der Anerkennung.

Der Soziologe Andreas Reckwitz hat sich in seinem Buch „Die Gesellschaft der Singularitäten“ diesen Kampf um Anerkennung als Merkmal moderner Gesellschaft profund analytisch belegt (Reckwitz 2017). Für ihn ist prägend für die Prozesse gesellschaftlicher Akzeptanzbemühung des Einzelnen, dass er oder sie sich einbinden lässt in die Mechanismen des Wettbewerbs um Anerkennung, um die, wie er schreibt, „Valorisierung“, also Zuschreibung von Wert und Bedeutung. Diese Bewertungsprozesse gleichen einem Eroberungsfeldzug um das Gebiet des Besonderen. Besonderheit ist die Zielperspektive der alltäglichen Mühe um die Produktion eines anerkennungswürdigen Individuums, die Performance des Lifestyle, vom Essen über Musik, Statussymbole, Reisen und Jobs, Erlebnishighlights aller Art, das alles gepostet, getwittert, mit likes und friends zertifiziert, das schafft Besonderes. Da nun fast alle in diesem Strom schwimmen, sind wir alle „Agenten des massenhaft Besonderen“, das da kulturell produziert wird (ebd.: 15). Aber nicht jeder und jede kann in diesem Kampf um Besonderheit, in dieser Zuschreibung von Wert bestehen. Was nicht goutiert wird, ist lediglich ein Exemplar zu sein, von etwas Allgemeinem. Anders gesagt: Die Kehrseite dieser Praktiken der Valorisierung ist, dass hier nicht nur Wert zugeschrieben wird, sondern auch entwertet wird. Reckwitz schreibt:

„In gesellschaftlichen Valorisierungsprozessen wird Wert zugeschrieben und Wert *abgesprochen*. In diesen Prozessen der *Entvalorisierung* beziehungsweise *Entwertung*, die zugleich solche der Entsingularisierung sind, wird deutlich, dass in der Sphäre der Kultur mehr oder minder subtile Ausschlussmechanismen am Werk sind. [...] Die Entvalorisierung ist eine Entwertung, die nicht nur Dinge/Objekte, Orte und Ereignisse, sondern auch Subjekte und Kollektive betrifft. [...] Die meisten Einheiten des Sozialen, denen die Singularisierung nicht gelingt [...], bleiben in der

Kultursphäre unsichtbar. Hier herrscht nicht Negativität, sondern *Indifferenz.*“ (Ebd.: 81)

Ich behaupte, schon die Kennzeichnung im Kollektivsingular, unter den Menschen rubriziert werden, zeugt von dieser Entwertung: *Der Flüchtling, der Arbeitslose, der Obdachlose.* Wer erinnert sich nicht an das einschlägige Narrativ von Florida Rolf, jenem Hartz-IV-Empfänger, der vermeintlich das deutsche Sozialstaatssystem ausgebeutet und sich trickreich auf dessen Kosten ein leichtes Leben gemacht hat und damit prägend für das Urteil vieler die Wahrnehmung von arbeitslosen Menschen als Kollektiv nicht anstrengungsbereiter Schmarotzer, ohne dass man sich der Mühe weiterer Anschauung unterziehen müsste.

2. Ohne Wohnsitz – ohne Anerkennung – ohne Selbstwürdigung

860.000 Menschen ohne Wohnung, dieses statistische Datum ist eingängig gegenwärtig an allen Bahnhöfen an den Infoscreens inseriert, eine Zahl, ein Datum, ein Kollektiv ohne Individualität, ohne ein singuläres Merkmal. Einzelne Menschen, Individuen werden subsumiert als Exemplare einer Gruppe und ihre Lebenslage, beispielsweise arbeitslos oder wohnungslos zu sein, wird zur abstrakten Klassifizierung genutzt, um sie in ihrer Existenz, ihrer Person auf diese Lebenslage zu reduzieren. Lebt jemand ohne Wohnung, so wird er zum *Wohnungslosen* definiert, hat jemand keine Arbeit, so verwandelt sich seine Lebenslage in die Definition seiner Existenz, er *ist* ein *Arbeitsloser*. Natürlich gäbe es die Möglichkeit alternativer Zuschreibungen: Jemand, der ohne Obdach ist, lebt weitgehend frei von materiellen Bindungen – nur in Klammern, die wohnsitzlosen Ärmsten im frühen Mittelalter, die als Bettler am Wege lagerten, wurden teilweise als Heilige, als pauperes Christi verehrt. Und jemand

der ohne Arbeit ist, könnte ja auch als jemand verstanden werden, der frei ist von Arbeit, also ein von Arbeit befreites Wesen. Das sind übrigens nach Aristoteles die einzigen Menschen, denen der Weg zu einem tugendhaften Leben offen steht. Aber das wäre nun nicht nur völlig gegen den Strich gebürstet, sondern käme auch ziemlich zynisch daher. Faktisch bedeutet die Klassifizierung von Menschen als Obdachlose, dass ihnen keine individuelle Geschichte zugeschrieben wird, kein Werdegang, keine singuläre Biografie, keine Würde der Einzigartigkeit, sondern sie sind begrifflich subsumiert und kategorisiert. Aber nicht nur das: Sie sind materiell abgehängt und räumlich segregiert an U-Bahn-Stationen wie in Bochum, in Parks wie in Köln und da, wo ihre pure Präsenz zu einer vermeintlichen ästhetischen Belästigung im öffentlichen Raum erklärt wird, werden sie, wie es so schön heißt, „delociert“, also an einen anderen Ort verbracht wie im Oktober 2017 hunderte vom Willy-Brandt-Platz in Essen verbracht worden sind, weil sie vor allen Dingen für die ortsansässige Geschäftswelt kommerziell betrachtet schädliche Auswirkungen hatten.

In der von Reckwitz so beschriebenen Gesellschaft der Singularitäten sind Menschen ohne Obdach oder Wohnsitz kulturell entwertet, für sie gibt es nichts zu posten, kein Familienglück, kein Urlaubsevent auf den Malediven, kein neues SUV, keine kulinarische Entdeckung, keine After-Work-Party, ihr Lifestyle ist isoliert, verschämt, versteckt und zunehmend reduziert auf die Umgebung mit Menschen in gleicher Lebenslage, auf die peergroup, die noch Augenhöhe zulässt und nicht mit Scham erfüllt, übrigens eine Erkenntnis, die auch in der Analyse von Menschen in Arbeitslosigkeit bestätigt wird (vgl. Kronauer 2010). Die kulturelle Abwertung führt reflexiv und in der Regel ohne Entrinnen zur Selbststigmatisierung, der Scheu vor den bürgerlichen Existenzen. Sie führt zur Selbstwahrnehmung als „loser“, ja bis zum Verlust

dieser Selbstwahrnehmung selber: allein, deklassiert, täglich im Kampf um das Lebensnotwenige begriffen, führt dieser latente Verlust der Selbstwahrnehmung und Selbstwürdigung auch dazu, dass die Würdigung von seelischen und körperlichen Anzeichen der Erkrankung und des Abbaus von Immunkräften in Gleichgültigkeit oder den Verlust der Wahrnehmungskompetenz umschlägt.

Es ist also nicht nur die materiell prekäre Situation, die Menschen in Obdachlosigkeit prägt, es ist auch die kulturelle Separation, das Verschwinden in der Kultur der Anerkennung oder wie Reckwitz meint, das Abtauchen in das Nirwana der Indifferenz, bis hin zur Indifferenz gegenüber sich selber.

3. Darüber reden geht auch anders

Es gibt also ein Reden „über“ sozial konstruierte Kollektive, das Ausdruck distanzierter Kategorisierung ist und nicht genährt wird von Anschauung, totes Wissen würde Kant sagen. Aber es gibt auch ein Reden „über“ Menschen, das sich aus realer Anschauung speist, aus der Begegnung mit Menschen, über die dann auch gedacht und geredet wird und zwar mit einem Interesse an professionellem Hilfehandeln. Die hier generierte Wahrnehmungskompetenz von Haupt- und Ehrenamtlichen gewinnt ihren Stoff nicht aus den großen Narrativen der medialen Performance, sondern aus den kleinen, authentischen Erzählungen der Betroffenen selber. Ich habe immer die Meinung vertreten, dass gerade die Mitarbeitenden der Wohlfahrtsverbände sich aus dieser konkreten Anschauung ein je eigenes Bild machen von dem, was real ist, ihre Wirklichkeitsperspektive ist erfahrungsgesättigt, gewonnen durch Kontakt, Begleitung und Gespräch mit denen, um die es geht. Ob in der Flüchtlingsarbeit, in Stadtteilprojekten, Beratungsstellen, Notunterkünften, Arbeitslosenzentren, Sozialkaufhäusern oder in Beschäftigungs- und

Qualifizierungsgesellschaften. Es sind allesamt Orte, die selten von einer breiten Öffentlichkeit aufgesucht werden, deren Kenntnis von bürgerlich Etablierten kaum vorausgesetzt werden kann, aber sind Orte einer besonderen Hermeneutik: Sie erschließen ein anderes Bild von dieser Republik, sie nehmen inmitten von euphorischen Erfolgsmeldungen über den Wirtschaftsstandort Deutschland, seine Wachstumsstabilität und den Abbau von Arbeitslosigkeit, eine stetige Dynamik der Pauperisierung, der Verarmungsprozesse wahr. Das Reden über diese Erfahrungen ist Grundvoraussetzung für konzeptionelles Handeln, denn es genügt sich nicht selbst und schon gar nicht darf es seine Befriedigung in einem Fürsorgepaternalismus finden, der sich darin gefällt, als haupt- oder ehrenamtlich tätiger Mensch die eigene Selbstachtung durch diejenige Handlungskompetenz aufzubauen, deren Voraussetzung das Elend anderer Menschen ist. Man kann durchaus kritisch fragen, ob, etwa mit Blick auf die Tafeln, nicht eine Gefahr der Sozialen Arbeit darin besteht, dass eine strukturell, konzeptionelle Perspektive verloren geht und eine gewisse Stagnation in diesem Rollenmuster von „Helfer“ und „Hilfeempfänger“ gefangen hält.

Was mir an dem Konzept des „Leuchtturmprojekts gesund.zeit.raum“ gefällt, ist genau dieses Überführen des interpersonalen Hilfehandelns in ein passgenaues Strukturwissen. Ein Wissen, das aus der Wahrnehmung der Betroffenen und ihrer Lebensumstände generiert wird und das Wert darauf legt, dieses Wissen zu nutzen, um passgenaue strukturelle und netzwerkbasierte Konzepte aufzubauen. Das aus der Begegnung mit Betroffenen generierte Wissen, das in diesem Sinne „darüber reden“, führt also zu einer konzeptionell überdachten Form des Hilfehandelns, zu einer professionellen Nähe, bei der die Betroffenen in ihrer Individualität, ihrer Würde und mit ihren Bedarfen im Mittelpunkt stehen.

4. Nah dran

Bezeichnend positiv nehme ich wahr, dass die Konzeption des Projekts „gesund.zeit.raum“ mit einer gewissen Bescheidenheit daher kommt. Häufig finden wir in der Sozialen Arbeit fragwürdige Konzepte der Normalisierung, die darauf abzielen, Menschen imperativ in eine Bewegung zwingen zu wollen, an deren Ende das vermeintliche Resultat der Normalität steht. Die Ausgangslage ist dabei die an externen Kriterien angelegte Vorstellung, dass die Klientel sich noch außerhalb des Reichs des Normativen befindet, typischerweise ist es dann das Bemühen der Sozialen Arbeit, die Arbeitsmarktintegration zu bewältigen, bis sich die Betroffenen in diesem Status unauffälliger Normalität bewegen (vgl. Becker 2018). So habe ich dieses Konzept nicht verstanden. Mein Eindruck ist, dass Sie die Betroffenen als maßgebliche Subjekte ihrer Lebenswirklichkeit begreifen und bei ihren selbst artikulierten Bedarfen ansetzen. Die Niederschwelligkeit und Passgenauigkeit der Hilfestruktur scheint mir entscheidend: Ob in den drei Tagesstätten, der Lebensmittelausgabe, der Beschäftigungsförderung, den Angeboten zur Freizeitgestaltung, von Exkursion bis zu Schachturnieren, den präventiven Maßnahmen vom gesunden Frühstück, dem Frisör, der Fußpflege bis zur Bereitstellung von Schlafsäcken und passender Kleidung, dem Einsatz eines Arztmobils inklusive der Zusammenarbeit mit klinischen Einrichtungen und – ganz wichtig – auch einer Zahnarztpraxis, um nur einiges zu nennen, das alles will ja ganz offenbar nicht dominant die Lebenslage der Betroffenen zugunsten von abstrakten Vorgaben eines Normalisierungsprozesses verändern, sondern zunächst einmal diese Lebenslage hilfreich flankieren und die Betroffenen befähigen, ihren autonomen Gestaltungs- und Aktionsradius zu vergrößern. Dass Sie, wie in der Bilanz zu entnehmen ist, im aktuellen Projektjahr in „4.662 Fällen Menschen in Not“ erreichen konnten, spricht, so glaube ich, für sich. Aber, wie geht es jetzt

weiter? Was machen Sie mit Ihrer Expertise, mit den positiven Erfahrungen, die Sie aus dieser Netzwerkarbeit generieren?

5. Diakonische Gegenkultur

Erlauben Sie mir zum Schluss einen kräftigen Appell. So sehr Ihre Arbeit, nahe am Menschen konzipiert und daher induktiv erschlossen ist, es wäre für meine Begriffe ein Übermaß an Demut, diese Erfahrungen der Arbeit im stillen Kämmerlein schlummern zu lassen. Gerade weil Sie in diesem Projekt das Gesicht dieser Republik von einer anderen Warte aus zur Kenntnis nehmen, gerade weil Sie in den individuellen Begegnungen die kleinteiligen Erzählungen von Menschen, die in der öffentlichen Aufmerksamkeitsökonomie in die Indifferenz verschlagen sind, als ein biografisches Ganzes erfahren mit allen Facetten auch des strukturellen Versagens in diesem Sozialstaat, gerade deshalb ist es so entscheidend, dass diese Erfahrungen wieder zurückgespielt werden in den Raum des Öffentlichen. Sie mögen es theologisch als das prophetische Amt der Kirche verstehen oder auch gerne ganz profan als Stimme einer kritischen Gegenöffentlichkeit, entscheidend ist, dass Diakonie nicht nur Begegnung mit Menschen gestaltet, sondern auch aus der Begegnung die Stimme für diese Menschen erhebt, ihre Geschichte insofern ein Stück politisiert. Allzu schnell wird eine solche passgenaue raumbezogene Netzwerkarbeit als eine gerne gesehene „charity“ auch von politischer Seite dankbar goutiert, aber ich meine hier finden auch Politisierungsprozesse durch diese Arbeit selber statt, die keineswegs so harmlos und von Gutmenschen getragen daher kommen wie man dieser Arbeit oft unterstellt. Der Migrationsforscher Werner Schiffauer hat in seine Analyse von 90 Projekten mit Geflüchteten plausibel bewertet, dass Menschen, die haupt- aber überwiegend auch ehrenamtlich in diesen Projekten tätig sind, Behördengänge

begleiten, sich um Wohnungssuche bemühen, Einschulungsproblematiken zur Kenntnis nehmen und sich mit den Irrungen und Wirrungen der bürokratischen Mühlen der Zuwanderungsbehörden herumschlagen, politisiert werden. Sie machen teilweise befremdliche Erfahrungen in diesen Prozessen, die sie fragen lassen, warum hier Existenzen missachtet werden, warum plausible Asylgründe nicht anerkannt werden, warum eine Umzugsanordnung kommt, wo sich gerade eine Familie gut integriert hat. Er nennt solche Erfahrungen auch „Worlding“ und meint damit, dass den Mitarbeitenden über „die Geflüchteten die Weltpolitik im lokalen Kontext bewusst und erfahrbar wurde“ (Schiffauer; Rudolff 2017: 19). In der Arbeit mit Wohnsitzlosen ist es im Prinzip nicht anders, kein „Worlding“ aber doch eine Art „Nationing“, die Wahrnehmung von größeren, strukturellen Misereen auf nationaler Ebene. So sehr es sein mag, dass Wohnsitzlosigkeit ihre ganz individuellen Ursachen hat, so sehr kann dies doch strukturelle nicht ausblenden: Wir haben deutlich, so die BAG der Wohnungslosenhilfe, zu wenig kleinen Wohnraum in Deutschland, die BAG spricht von 2,7 Millionen Wohnungen, die fehlen. Die Gentrifizierung in vielen Städten führt dazu, dass der Wohnungsmarkt nach Einkommensklassen zunehmend räumlich gespalten ist und für viele eine Wohnung kaum noch erschwinglich bezahlbar ist. Die Städte, deutlich übrigens auch Düsseldorf, haben den Bestand an Sozialwohnungen in den letzten Jahren massiv abgebaut und das schreitet weiter fort. Die Verarmung von Menschen insbesondere im Alter nimmt deutlich progressive Züge an. Es ist schon alarmierend, dass 28,8 Prozent der Neuzugangsrenten von Männern in den alten Bundesländern unter 600 Euro liegen, bei den Frauen sind es fast 60 Prozent. Und schließlich noch ein Wort zum Gesundheitssystem: Die Finanzierung nach Fallpauschalen, den DRG's in den Krankenhäusern, führt dazu, dass Liegezeiten verknappt werden

und man auf häusliche Nachsorge setzt. Die Frage ist, wie das bei Menschen ohne Wohnung gelingen soll.

Das sind nur andeutungsweise einige Aspekte, die anzeigen, dass es nicht unerheblich ist, auch die strukturellen Ursachen von Obdachlosigkeit in Form sozialstaatlicher Fehlsteuerungen zu benennen. Wer sollte das besser können als gerade diejenigen, die ihr Wissen authentisch aus der Begegnung mit den Menschen gewinnen, die ansonsten in der kulturellen Aufmerksamkeitsökonomie reichlich leer ausgehen.

Literatur:

Becker, Uwe (2018): Resozialisierung zwischen Recycling und Resonanz, in: Reichenbach, Marie-Therese; Bruns, Sabine (Hrsg.): Resozialisierung neu denken. Wiedereingliederung straffällig gewordener Menschen als gesamtgesellschaftliche Aufgabe, Freiburg im Breisgau, S. 30-41.

DIW Wochenbericht Nr. 45 (2015): Fratzscher, Marcel; Junker, Simon: Integration von Flüchtlingen – eine langfristig lohnende Investition, S. 1083-1088

Foucault, Michel (2014): Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf Konersmann, Frankfurt am Main.

Heitmeyer, Wilhelm (2018): Autoritäre Versuchungen. Signaturen der Bedrohung 1, Frankfurt am Main.

IAB 14 (2015): Flüchtlinge und andere Migranten am deutschen Arbeitsmarkt: Der Stand im September 2015.

Koschorke, Albrecht (2017): Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie, Frankfurt am Main.

Kronauer, Martin (2010): Exklusionen. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus, Frankfurt/New York.

Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten, Frankfurt am Main.

Rückert, Sabine (2015): Freunde gesucht, in ZEIT Nr. 32/2015, 6. August, S. 1.

Schiffauer, Werner; Rudolff, Marlene (Hrsg.) (2017): So schaffen wir das. Eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. 90 wegweisende Projekte mit Geflüchteten.